

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Den Bogen nicht überspannen — hatte der Alte nicht vielleicht doch recht? Er mußte wieder an den Brief aus Köln denken. Der Gönner, dessen er sich dort im Aufsichtsrat der Landesbank erfreute, hatte ihm geschrieben: Die Streitigkeiten mit dem Erbholten, der begonnene Prozeß hätten bei der Bankleitung wenig angenehm berührt. Das Interesse an dem geplanten Geschäft flauere unter diesen Umständen sehr erheblich ab. Käme es nicht bald zu einer gütlichen Einigung der Parteien, dann sei kaum noch etwas für ihn zu hoffen bei der Bank.

So hand es. Vor sich selber gesprochen: Er spielte also va banque. Denn zerschlug sich das Projekt, so war hier für ihn nichts mehr zu holen. Nur so weiter wirtschaften als ein veralteter Kleinbetrieb — nein, dazu hatte er sich nicht volle zehn Jahre da draußen abgequält. Ging's also nicht im großen, dann lieber gar nicht.

Doch das hieß für ihn, den Wanderstab wieder weiter setzen, noch einmal von vorn anfangen. Ja, ganz von vorn, in jeder Beziehung. Denn was er sich erspart in jenen harten zehn Jahren des Verzichts auf jede Lebensfreude, das hatte er jetzt hier hineingesteckt in das Unternehmen. Nur so hatte er von seinen Gewerken die Einwilligung zu diesen Kampfmaßnahmen gegen den Erbholten erlangen können, die natürlich ja auch den eigenen Betrieb in Mitleidenschaft zogen. Er deckte den Ausfall mit seinen eigenen Mitteln.

Also ein Spiel — nein, aber ein verwegenes Ringen um den Sieg war es, mit teurem Einsatz: zehn Jahre seines Lebens, die verloren sein konnten!

Schwer atmete Gerhard Bertsch, allein mit sich. Aber dann riß er sich plötzlich selber wieder empor. Ganz gleich — ein Zurück gab es nicht mehr. Also vorwärts denn!

Der Versuch des Pfarrers war gescheitert an der Halsstarrigkeit Henner von Grund's. Er hatte sich verschworen: Keinen Zoll breit würde er zurückweichen vor dem Amerikaner. So wahr er der Herr von Grund wäre!

Es blieb daher, wie es war. Nur eins nicht. Das war die Not der arbeitslos gewordenen Männer, unter denen manche waren, die nichts gehabt hatten, um ihre Familien zu ernähren, als ihrer Hände Arbeit in der Grube. Denen ward das Elend im Haus größer und größer. Und eines Tages trieb sie der Jammer von Weib und Kind hin zum Adligen Hause. Der Repräsentant ihrer Grube mußte doch Rat schaffen können! So trugen sie ihm denn ihre Sache vor, im Hofe unter der Linde, wo sie der Gutsherr hatte zu sich führen lassen.

Schweigend hatte sie Henner von Grund angehört, den Kopf gesenkt, daß ihnen der Anblick seiner Rüge verborgen war. Dort arbeitete es erregt. Die Not der Leute ging ihm nahe. Aber sollte er darum klein beigeben, dem verhassten Gegner diesen Triumph gönnen? Nein — er hatte sein adliges Wort verpfändet! Mochte es nun biegen oder brechen. Da hob er das Antlitz in festem Entschluß vor den Männern wieder auf.

„Ja, Leute — eure Not geht mir nahe. Aber ich kann da nichts tun, als Vertreter der Gewerkschaft. Wir müssen weiter kämpfen um unser Recht. Doch was ich persönlich vermag, das soll geschehen. Ich werde Anweisung geben, daß einem jeden von euch für diese Zeit Fleisch, Mehl und Kartoffeln zugeteilt werden — was ich irgend entbehren kann. Kommt also nachher herüber ins Leutezimmer und empfängt gleich euer Deputat.“

Ein Schweigen trat darauf ein unter den Männern, die bekümmert und unschlüssig dastanden. Bis einer endlich das Wort nahm. Der lange Frieder, ein nicht gerade gut berufener Geselle. Das Messer stak ihm lose in der Scheide. Er hatte schon ein paarmal hinter festen Mauern gefressen wegen solch einer wilden Tat. Der sah jetzt mit finstern Blick zu dem Hansherrs hin.

„Ist ja ganz gut gemeint, aber doch nur ein Tropfen auf den heißen Stein! Und wir wollen Arbeit, Herr — kein Almosen.“

Ja! Da stimmten sie alle zu mit Gemurmel und Kopfnicken. Das hatte ihnen der Frieder aus dem Herzen geredet.

Doch Henner von Grund zudte die Achseln.

„Ich sag's euch ja schon: Das steht nicht bei mir.“  
„Also soll's weiter so gehn, mit dem Hungern und Darben daheim?“

Ein dumpfes Grollen klang aus der breiten Brust des Langen.

Wieder nur eine stumme Gebärde bei Henner von Grund. Doch dann noch ein Wort, bitter gehässig:

„Ja — bedankt euch bei dem Amerikaner. Der hat's euch eingebrockt!“

Das fiel wie ein Funke in dürres Stroh. Wild glomm es auf im Auge des Frieders, und auch manch einer der anderen ballte die Faust.

Henner von Grund war froh, die Sache von sich abgelenkt zu haben. Er machte eine Gebärde der Verabschiedung.

„Also, wie gesagt, Leute — meldet euch drüben.“

Da gingen sie doch alle hinüber, bis auf zwei; den Frieder und einen Kumpan seiner Art, mit dem er sich zumeist hielt. Zu dem sprach der Lange rauh und trohig: „Kommt! Für dem fein Gnadenbrot danken wir.“ Und er schritt mit dem Begleiter längs der Holzdornhecke des Gemüsegartens zum Hofstor hin. „Am Verhungern sind wir ja noch nit. Und wenn's so weit kommt — nun, es gibt ja noch Feh' im Wald, und ich weiß, wie man eine

Schlinge stellt. Aber mit dem Amerikaner — und in seinen Augen glitzerte eine heimtückische Wildheit auf — mit dem red' ich noch ein Wort! Wenn keiner dabei ist. Ich weiß seinen Weg. Bin ihm schon manchmal begegnet, wenn er abends vom Schacht heimgeht, über den Berg, droben an der alten Pinge. Ich denk', ich treff' ihn wieder einmal — und das bald!"

Selblant nur hatte er gesprochen, aber er war doch vernommen worden. Von Ete, die sich im Gemüsegarten zu schaffen machte. Da schral sie zusammen. Sie ahnte zwar nicht, wer die Drohung ausgestoßen — die dicke Hecke verbarg ihr die beiden —, wohl aber, wem sie galt.

Eine Unruhe kam über sie, und als ihre Arbeit im Garten getan, suchte sie den Oheim im Hause auf. Sie erzählte ihm, was sie vorhin gehört, und schloß:

"Man müßte Bersich doch warnen vor dem gefährlichen Menschen!"

Aber Hemmer von Grund erwiderte trozig:

"Was geht das uns an? Soll ich etwa für ihn die Vorsehung spielen? Mag er doch selber seine Augen aufsperrn! Zudem — solch Volk spricht leicht mal was hin. Ist nicht immer gleich ernst gemeint!"

Damit war die Sache für ihn abgetan, aber auch Ete nahm sie nun nicht mehr so schwer. Der Oheim mochte wohl recht haben: Nicht jede Drohung dieser Leute wurde gleich zur Tat. —

Wieder gingen für Ete von Grund ein paar Tage hin in ihrem gewohnten Lauf. Arbeit in Haus und Garten, und zwischendurch einmal ein Weg hinauf in die Berge.

Auch heute unternahm sie ihrer Gewohnheit gemäß ihren Vormittagsspaziergang im lichten Sommerkleid, trotzdem im Hof Kallmann, der Pferdetränke, bedenklich zum Himmel aufschau und sich den Schweiß mit dem Arm von der Stirn wischte.

"Wenn die Luft so drückt, da gibt e nasser Pelz."

Aber sie ging doch. Zu stickig war es ja in diesen schwülen Sommertagen hier unten im Tal zwischen den dicken Mauern. Nach heute schritt sie wieder im Schatten des Buschwerks den Mühlstufen hinauf. Indessen, sie rastete dort nicht. Es verlangte sie nach der freien Höhe droben. So trat sie denn aus dem Schutze des Blätterdaches hinaus in den Sonnenglanz der Wiese. In heißdunstigem Geflimmer stand hier die Luft. Die Umrisse aller Dinge verschwammen in einem steten leisen Zittern. Schnell lenkte sie die Schritte hinüber zu den Fichten, von wo ihr warm die sonnengekochte Waldwürze entgegenstrahlte. Schwarze Dämmern umging sie. Nur hier und da ein verirrtes Goldglimmern auf den roten Stämmen. Lautlos schritt der Fuß über den weichen Nadelteppich. Eine feierliche Tempelstille. Bloß in den Baumkronen droben ein dunkles Summen, wie das Atmen des Waldes.

Durch die Fichten stieg Ete höher hinauf am Berghang. Sie wußte dort oben eine Halbe, wo stets ein erfrischender Luftzug ging. Dort wollte sie hin. Zu Näherkommen klang leise erst, dann deutlicher, Geläut an ihr Ohr. Also die Herde war dort oben. Es war ihr das nicht lieb, des Hirten wegen. Sie ging dem absonderlichen Alten, der den Namen ihres Geschlechts trug, sonst immer aus dem Wege. Aber heute trieb sie der Wunsch nach Kühlung doch denselben Weg; denn immer schwüler, fast unerträglich wurde allmählich die Luft hier im dichten Walde. Wenn doch nur endlich der Regen kommen wollte!

Und der Wunsch sollte in Erfüllung gehen. Als sie aus den Bäumen trat, auf die Waldblöße, zeigte ihr gleich der erste Blick zum Himmel die Erlösung bringende Wolke. Schon war auch eine plötzliche Abkühlung eingetreten — gleich würde es angehen. So blieb nichts weiter übrig, als dort unter der weitästigen Maleiche Schutz zu suchen. Freilich stand da schon der Hirt, aber hier galt's nicht lange zu überlegen, und eilends ging sie hinüber. Gerade noch zur Zeit. Denn im nächsten Augenblick prasselte es schon hernieder.

Ete von Grund hatte nur mit flüchtigem Nicken zu dem Hirten hingeseht. Nun stand sie ihm halb abgewandt und blickte hinaus in den wilden Schwall der sich überstürzenden Regenmassen. Dichter noch preßte sie sich an den Stamm der Eiche, denn die zu Boden schlagenden schweren Tropfen spritzten ihr an dem leichten Leinentkleid empor. Schon färbte es sich hier und da dunkler vor Feuchtigkeit.

Der Hirt hatte zu ihr hingesehen, in seiner unbeweg-

lichen Ruhe; nun aber nahm er den dunklen Ledermantel von den Schultern und hielt ihn ihr hin.

"Da — nehmen Sie."

Ete fuhr unwillkürlich ein wenig zurück. Doch in dem ernsten, verwitterten Antlitz des Alten bewegte es sich jetzt:

"Sie können ihn ruhig nehmen. Er ist sauber."

Schnell griff sie nun zu.

"Ich danke Ihnen."

Aber der Mantel war schwer, sie kam nicht gleich damit zustande, so daß der Alte zu ihr trat und half, mit einer selbstverständlichen Sicherheit.

Sie dankte schweigend und versiel dann in ein Sinnen, während sie wieder in den Regenschall blickte. Wie doch altvererbte Kultur sich nicht verleugnete. Selbst nicht in so einem verkümmerten Sproß eines alten Geschlechts. Und unwillkürlich begann sie Tillmann von Grund von der Seite her zu betrachten. Sie hatte ihn ja eigentlich nie aus nächster Nähe und in Ruhe gesehen. Schon als Kind war ihr von dem Oheim aufs strengste bedeuert worden, diesem alten Narren aus dem Wege zu gehen, der nun einmal den Namen der Grunds führte, aber sonst auch nichts weiter mit ihnen gemein hatte. Er entstammte einer Seitenlinie, die sich durch eine Mißheirat schon seit Generationen aller Rechte und Familienzugehörigkeit begeben hatte. Diese Grunds waren so immer mehr herabgekommen, und ihr letzter Vertreter, eben der Tillmann, war ein schwachsinniger Mensch.

Das war's, was Ete von dem absonderlichen Alten wußte, dem sie immer in einem Gemisch von Hochmut und Scheu aus dem Wege gegangen war. Nun aber lockte es sie doch einmal, in das Dunkel dieser seltsamen Persönlichkeit einzudringen.

Wie sie ihn so unauffällig betrachtete, mußte sie feststellen: Es war in diesem scharfgeschnittenen, graustoppligen Gesicht, trotzdem es auf den ersten Blick etwas Väterliches hatte, doch ein Besonderes. Ja, vielleicht sogar noch ein Familienzug der Grunds. Namentlich, wie er jetzt mit tief herabgezogenen Brauen unbewußtlich hinaus in den Regenschurz starrte, als wäre sie gar nicht anwesend. Da beschloß sie, ihn in eine Unterhaltung zu ziehen, und so sprach sie ihn plötzlich an, indem sie auf den Boden zu ihren Füßen deutete, wo sich an dunkelgrünem Geranke die ersten rostigen Glöckchen der Erika zeigten:

"Die Heide beginnt schon zu blühen."

Tillmann von Grund wandte langsam das Antlitz her und nickte. Erst nach einer Weile erwiderte er mit dem ihm eigenen, geheimnisvoll dunkeln Ton:

"Ja, wenn die Heide blüht, dann geht's mit dem Sommer wieder hinten aus."

Und versank wieder in sein Sinnen. Dabei immer die knochigen, wetterbraunen Hände um den hohen Stock gefaltet, schaute er so vorgebeugten Hauptes hinaus wie in ferne Weiten, die einem gewöhnlichen Blick verschlossen waren.

Es war schwer, ihm näherzukommen. Da wurde Ete lähn und fragte:

"Kennen Sie mich eigentlich?"

Er verharrte in seiner Stellung, ohne ihr einen Blick zu schenken. Ruhig kam es von seinen Lippen:

"Das Fräulein vom Adligen Hause kennt doch jedeneiner im Rauhen Grund."

(Fortsetzung folgt.)

## Der Kummer des alten Jakob.

Eine erlebte Geschichte aus dem deutschen Osten von Paul Burg.

Jenseits des zu Ueberschwemmungszeiten so heimtückischen Menal-Ruß-Stromes trug sich vor kurzem zu, was ich erzähle:

Der Tiltter Zug hielt auf freier Strecke, und ein Soldat, mit bligendem Nadelstempel in der Hand, ging von Abteil zu Abteil, forderte jedem Reisenden, ob Frau oder Kind, Greis oder Knabe, die Ausweis-papiere ab und verjah jeden Pak mit dem Tagessempel. Dann bummelte der Zug noch eine kurze Weile weiter, überquerte den Strom und hielt bald wieder.

Wir stiegen aus und wanderten landein, Russen Spuren zu finden. Stunde um Stunde. Das ist ein herrliches Wandern im lieben Ostpreußen, man freut sich des Viehes auf den Weiden, der grünen Wälder und weiten Felder und ist sich jeden Schritt mit Stolz bewußt: das ist deutsches Grenzland, gutes, trenes deutsches Land, kein Feind hat es uns entreißen können. Auch wenn wir, weit südöstlich, an kahlen Häufertümmern und ausgebrannten

Mauern vorüberkommen, berührt uns mit der wehmütigen Anteilnahme an den armen Betroffenen doch auch wieder deutscher Stolz: Wir haben Rußland getrotzt, unser Grenzland von kurzer Schwedensherrschaft befreien und den Krieg tief hinein in das Feindesland tragen können.

Es waren die Tage, als fast an jedem eine russische Festung fiel, und die Ostpreußen hatten noch leuchtendere Augen als je. Wo wir wanderten, fangen die Mädchen auf dem Felde und riefen den gefangenen Russen, die hier überall unfreiwillige Erntearbeiter sind, lachend und triumphierend zu: „Nun kommt keiner von euren Kosaken wieder ins Land! Glaubst ihr's denn immer noch nicht?“

Aber die mit den Tellermützen schüttelten ungläubig die Köpfe. Und ein Masurenmädchen, dem weit unten an den Seen Vaterhaus und Erbe in den Flammen ausgegangen und unter die Dufe gestampft worden ist, kam in hellem Zorn und zählte den Stodrusen an den Fingern her, wieviel Festungen sie allein schon in diesem August verloren hätten.

„Warschau? Nein, nicht Warschau!“ beteuerte der Sprecher. „Nicht Warschau, gopedina. Eher als Warschau fällt, kommt noch ein Schwein in den Himmel.“

Da lachten die Mädchen hell auf, nahmen ihre Rechen und ließen den Russen stehen, der betauernd die Hände erhoben hatte. Er sah den Mädchen nach und achtete unser nicht einmal.

Überall war Siegesfreude, Schaffenswille im deutschen Ostland. So war es auch hier, uns ein frohes Wandern nordostwärts, wo das deutsche Meer wogt und die helle Küste des umkämpften, fast schon uns gewonnenen Kurland umspült. Wir wanderten mit frohen Schritten und sangen.

Aber in einem Dorf erstarb uns das Lied auf den heiteren Lippen. Vor dem Amtshaus standen die Alten und die jüngste Jugend, die Kranken und Mädchen geschart in scheuem Erwarten. Kaum dankten sie uns unsern Gruß. Wir fanden auch in der Scheule Verlegenheit und Bangen. Es war eine große Sorge unversehens über das Dorf gekommen, aber kein einziger, auch nicht der Geheiligste, wußte das Wie und Woher und Warum.

„Der Schandarm ist drinnen“, verriet uns endlich eine zahnlose Alte und blickte aus ihren müden Augen auch auf uns mißtrauisch und feindselig.

„Ja, warum stehen denn aber alle Menschen vor dem Amtshaus?“

„Sind doch alle bestellt...“  
Ein junges, munteres Ding von etwa sechszehn Jahren wußte noch zu sagen: „Es sind zwei Herren gekommen. Da muß was passiert sein.“

Nun stellten wir uns neugierig unter die Menge und warteten, bis sich die Jungen lösten. Solchen Augenblick braucht man am Rhein, im Gebirge nicht lange zu erwarten, da teilt einer sich immer bald den andern mit, befragt auch den fremdesten Wanderer und tröstet sich gern mit guten Worten anderer. Der Ostpreuße ist von anderem Schlage. Er schweigt und überlegt, ist ängstlich besorgt, daß dem Gehege seiner Zähne nur ja kein Wort entfliehe. Er wartet ab, und es kann zu Zeiten Stunden dauern, bis er den Mund aufstut zu jener zwar harten, aber klaren und am schönsten klingenden Provinzsprache, die wir in ganz Deutschland haben.

So warteten wir geduldig unter den Schweigsamen. Es war ganz still im Dorfe. Nur die Gänse schnatterten von der Weide, und ab und zu brüllte eine Kuh auf den Wiesen.

Endlich geschah doch etwas in dieser schweigsamen Versammlung. Ein Fenster tat sich auf. Der Gendarm steckte seinen behelmten Kopf heraus.

„Na, wer den nun?“ brummelte er und erhob dann seine Stimme, daß sie alle aufschreckte. „Jakob, du bist ja wohl der Aelteste und der Geschickteste hier — Komm mal rein!“

Der alte Bauer Jakob, mit seinen weißen Haaren alle um Haupteslänge überragend, nickte tatterig, setzte sich in Bewegung und erklimmte die Trittschufen.

Der Gendarm hatte das Fenster wieder zugemacht, und der Amtsdienner, feist und verschmizt, schloß hinter dem Bauer die Tür fest zu.

Draußen wartete man unerschütterlich. Wir rechneten bei uns aus, wie lange es wohl noch dauern könne, denn wir wollten doch, wenn auch unsere Zeit drängte, gern das große Ereignis miterleben. Mißtrauisch und abweisend, mit einem schweren, verhangenen Blicke sah uns ein Alter an, den wir ermunternd ansprachen. Schließlich tat sich auch die Tür wieder auf, die den alten Jakob hereingelassen hatte; man muß nur warten können, und das haben wir ja alle im Kriege gelernt, oft ein banges Warten.

Noch tatteriger als zuvor war der alte Jakob. Und als er die paar Stufen förmlich hinabstapfete, war in seinen von den weißen, dichten Brauen überstülpten Augen etwas Seltsames, so Ersticktes, daß man Tränen denken mochte. Und dieser Ausbruch — wir sahen es deutlich und fühlten es noch deutlicher — er teilte sich den andern Alten, teilte sich allen mit. Sie blickten Jakob ins Gesicht, starrten auf die Tür, die ihn ein- und ausgelassen hatte. Und dann — gab es ein Räuspern und Raunen, ein schweres Schlucken, über die Augen Wischen — —

— ist wahr?“ rief abgerissen eine Alte Jakob an

Er nickte. Wortlos.

Da heulte sie los und die andern stimmten mit ein. Die Alten

und die Jungen weinten auf offenem Platz am lichten Tage. Wir beiden umgebenen Zuschauer waren überrascht, amüsiert und ärgerlich zugleich, aufs höchste verlegen.

„Na, Jakob, was ist denn los?“  
Keine Antwort. Tränen, die langsam, glitzernd über die runzligen Wangen herunterliefen. Tränen.

„Ja, aber Jakob!“ Mein Begleiter, seit Jahren und Tagen bekannt im Dorfe, packte ihn beim Arme. „Alter Jakob, was ist denn los? Ihr seid doch ein Mann, zum Kuckud nochmal! Wer wird denn heulen? Und wenn alle heulen, so seid ihr doch wenigstens vernünftig.“

„Was ist denn los, Jakob?“  
Der Alte schüttelte den Kopf.

„Na, kann euch denn keiner helfen?“

„Keiner, Herr!“

„Das war alles, was wir aus ihm herausbringen konnten.“

„Wann denn?“ fragte da vorlaut eine Weibestimme.

„Gleich, hat der Schandarm gesagt.“

Wie ein Schicksal sprach es der Alte aus.

„Aber was denn nur, alter Herr?“ fragte ich mit letzter Geduld und wünschte mich weit weg aus dem Kreise der weinenden, kindischen Dörfler.

„Photographiert werdet ihr jetzt alle miteinander. Das hat der Herr Schandarm gesagt.“

Und dann geht es nach Sibirien. Oder ihr werdet aufgehängt; jeder kann sich's ausuchen. Das hat der Amtsdienner gesagt.“

Nun heulten die Weiber laut auf. Wir beide schämten uns doch ein wenig, laut hinauszulachen.

„Nein, photographieren lassen wir uns nicht, im ganzen Leben nicht!“ kreischte eine gebückte Urgroßmutter, die auf einem Steine hockte.

Da trat der Herr Gensdarm aus der Tür. Und wie zwei Scharfrichter der Photograph und sein Gehilfe hinter ihm. Sie trugen verhängte Kästen und Gefelle.

„Zu zweien angetreten alleamt hier! Mal marsch; wir haben keine Zeit. Die Weiber voran, daß das Geheul ein Ende nimmt. Wer nicht pariert und nicht stillhält, wird bestraft!“

Der Gestrenge schrie sich seinen gestäubten Bart. Und der Amtsdienner hinter ihm drohte grinsend mit der Faust: „Nachher Paskoll nach Sibirien!“ Dieser feste Schelm von einem wahren Falstaff gefiel mir am meisten. Ich nickte ihm zu.

„Herr, wer sind Sie denn eigentlich und was wollen Sie hier? Haben Sie denn überhaupt Papiere? Zeigen Sie mal Ihre Papiere!“ stellte mich der Allmächtige, daß sie alle betroffen und nicht ganz ohne Mitleid auf mich sahen.

Ich zeigte meine Ausweise vor und wurde in Gnaden entlassen. Sinter uns begann die Prozedur. Bekommen nahte Weiblein um Weiblein dem untrüglichen Auge der Photographenkamera.

Und im Davonwandern hörte ich den Gensdarm erwiechtmeister seine guten Dörfler beschren.

„Ihr habt doch gesehen, was der Herr da für ein Bild in seinen Papieren hatte. Na also. Von jetzt ab ist das eben so diesseits des Memelstromes. Was? — Was habt ihr gedacht? — Na, nosir stehen denn eure Jungen und Brüder, Männer soweit drinnen in Rußland.“

Weiß Gott, ich wäre lieber bei denen, als euch beibringen, was eine Photographie und ein Paß ist.“

## Das Pferd im Weltkriege.

Nach einer Angabe des Grafen Dominik Hardegg gibt es auf der Erde im ganzen rund 94 Millionen Pferde. Davon entfallen auf die Länder des Deutschen Reiches rund 40, auf Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammen rund 8 Millionen. Wie ländermäßig steht diese Zahl nicht neben den 40 Millionen Pferden unserer Feinde aus, — und doch liegt das überwiegende Schwergewicht für diesen Krieg, wie die Erfahrung gezeigt hat, bei diesen acht Millionen. Denn auch hier macht es nicht allein die Zahl, sondern macht es der Wert des Pferdmaterials und hierin sind, wie Bezirksstierarzt a. D. M. Reuter in einem fesselnden Aufsatze im „Prometheus“ (Verlag von Otto Spamer, Leipzig) hervorhebt, die Mächte des Zweikundes im Vorteil. England, das klassische Land der Pferdezucht, züchtet schon seit Jahrhunderten nur für das Auge und für den Sport; das Ziel der Zucht ist die Erreichung möglichst großen Selbsterwerbes, dagegen ist die Gebrauchszucht ganz vernachlässigt worden, und so kommt es, daß England mit Ausnahme von Irland für Heereszwecke überhaupt keine Pferde besitzt. Nicht viel besser steht es mit Frankreich; hier kommt der Norden fast ausschließlich für den Luxus und die Landwirtschaft in Betracht, da die Normandie nur einen kleinen Bruchteil ihrer Anspannkräft für das Meer abgibt. Das südlische Frankreich züchtet keine Orientalen, welche kaum die nötigen Maße haben, um für Militärzwecke ausreichende Verwendung finden zu können. Weit erhaben über diese Staaten rant der Kolos Rußland mit seinem riesigen Pferdebestand hervor, der im europäischen und im asiatischen Reichsteile zusammen über 33 Millionen Tiere verfügt. Auch in Bezug auf die verschiedenartigen Gebrauchszwecke besitzt Rußland eine unermeßliche Ueberlegenheit über seine Bundesgenossen, und es könnte tatsächlich eine ganz außerordentliche Anzahl von Kavallerieregimenten beritten werden und auch

feinen Verbündeten in dieser Hinsicht unter die Arme greifen. Allein dazu ist es infolge seiner geographischen Abgeschlossenheit nicht imstande, und so kann es nicht wunder nehmen, daß z. B. in der französischen Heere sich bereits ein empfindlicher Pferdemangel bemerkbar gemacht hat, so daß sich die Heeresleitung entschließen mußte, Kavallerieregimenter auf Fahrrädern „beritten“ zu machen.

Was nun das deutsche Pferd im Weltkriege angeht, so hat die bekannte deutsche Organisationsgabe es auch hier verstanden, das zahlenmäßige Untergewicht auszugleichen und die Leistungsfähigkeit des Pferdmaterials aufs höchste zu steigern. So berichtet Prof. Eberlein von der tierärztlichen Hochschule in Berlin, daß bei einem Reservearmekorps das Pferdmaterial, welches sich ausschließlich aus ausgeschobenen Zivilpferden verschiedenster Rassen zusammensetzte, vortrefflich bewährt hat. Diese Pferde, die vorher Branzen-, Expeditions- oder Arbeitspferde gewesen waren oder als Geschäfts- und Aufschwammpferde Verwendung gefunden hatten, hielten selbst die außerordentlichsten Strapazen überraschend gut aus, und dabei hatten die Tiere oft große Strecken, nicht selten 60 bis 70 Kilometer per Tag, zurückzulegen. Was die einzelnen deutschen Pferdebesätze angeht, so hat sich nach den Beobachtungen des Stabsveterinärs Jembsch das Pferd der edlen ostpreussischen Zuchtrichtung hervorragend bewährt, obwohl oft außerordentliche Anforderungen daran gestellt wurden: Gewaltmärsche von 75 bis 100 Kilometer, unregelmäßige Fütterung, schlechte Unterkunftsverhältnisse, viele Wunden in kalten Nächten usw. Die Widerstandskraft erkrankte sich auch auf Erkrankungen. Die Hannoveraner der jüngeren edlen Zuchtrichtung stehen den Ostpreußen kaum nach, während die Holsteiner, dänischen und holländische Pferdebesätze sich bei der Kavallerie nicht bewährt haben. Das deutsche Kriegspferd hat sogar das vielgerühmte russische bei weitem an Gebrauchsfähigkeit, man möchte sagen: Intelligenz übertroffen. Erprobte Kofalenpferde erwiesen sich in der Regel für den deutschen Heeresdienst unbrauchbar und mußten erst in den Gestüten und Remontedepots für das deutsche Reglement herangebildet werden. Erwähnenswert ist auch, in wie hohem Maße sich das österrische Kriegspferd bewährt hat. So stöhte nach den Berichtserstattungen ganz besonders das bisher noch wenig beachtete kleine rufinische Bauernpferd geradezu Bewunderung ein. Dieses trotz seines niedrigen Körperbaues sehr ausdauernde und unermüdliche Ruthenenpferd hatte in Galizien an Stelle des schweren Rußpferdes, das sich dort als weniger hierfür geeignet erwiesen hatte, sogar einen sehr großen Teil der Trainlast zu bewältigen.

Der Weltkrieg hat erwiesen, daß die sich im Irrtum befindenden, die das Pferd für Kriegszwecke überlebt hielten. Der Wert des Pferdes im Kriege ist vielmehr nur gestiegen und in vielen Fällen hing der militärische Erfolg im Weltkrieg davon ab, wer am längsten über marschfähige Pferde zu verfügen hatte. Von welcher Wichtigkeit das Pferdmaterial geworden ist, hat sich namentlich aus dem östlichen Kriegsschauplatz wiederholt gezeigt. So ist bekannt, daß dort einmal ein ganzes deutsches Armeekorps von den Russen vollständig eingeschlossen war. Nach dem Berichte eines Mitkämpfers hat ein Artillerieoffizier, der die Lage übernahm, den Befehl gegeben, mit allen verfügbaren Kanonen im stärksten Kaliber auf eine bestimmte Höhe aufzufahren und sofort das Feuer zu eröffnen. Dadurch gelang es, den Rückzug des Heeres zu beden, Tausende zu retten und dem Feinde noch empfindliche Verluste beizubringen. Der Erfolg war somit nur durch die Pferde ermöglicht worden.

### Vermischtes.

\* Was Armlöse leisten. Verschiedene verblüffende Beispiele dafür, wie der völlige Verlust der Arme ausgeglichen werden kann, sind in letzter Zeit angeführt worden, da man sich jetzt bei der Kriegsschadigtenfürsorge mit dieser Frage besonders beschäftigt. Der bekannte Kenner der Geschichte der Medizin Professor Eugen Holländer, weist nun in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ darauf hin, daß es bereits viele Jahrhunderte hindurch eine ganze Klasse von Körperkünstlern gab, die aus körperlichem Mitzwachs ihren Erwerb zogen. So gab es unter den fahrenden Gesellen eine besondere Gattung von sogenannten Fußkünstlern, die auf Märkten und Plätzen herumzogen und dem erlaunten Publikum zeigten, wie man durch Fleiß und Übung dahin kommen kann, statt der verlorenen Arme und Hände die Beine und Füße ebenso geschickt zu gebrauchen. Die Kellamezzette dieser reisenden Gaukler wies zum Teil interessante bildliche Darstellungen auf. So zeigt z. B. ein Kupfer aus dem 18. Jahrhundert ein mit den Füßen arbeitendes Mädchen, das mit den Füßen das Spinnrad dreht, Karten und Würfel spielt, wie es die Umschrift des näheren erläutert: „Dieses Bauernmädchen arbeitet mit den Füßen; ohne Hände macht sie sechs Stück; erstlich säbelt sie die Nadel ein, zweitens näht sie, drittens strickt sie, viertens spielt sie mit den Karten; fünftens spinnt sie; sechstens wirft sie mit zwei Würfeln, solches gewiß schön zu sehen.“ Das Unglaublichste in dieser Hinsicht hat aber wohl ein Mann geleistet, den der berühmte Chirurg Ambroise Paré im 24. Buche seiner Chirurgie nach der Behandlung der künstlichen Glieder erwähnt und abbildet. Der gänzlich armlöse Mann benutzte außer den Füßen noch die Hals- und Rumpfmuskulatur zu allerlei Handlungen, die sonst mit den

Händen ausgeführt werden. Auch die Umstände, die zu seinem Tode führten, sind für einen Armlösen höchst merkwürdig. „Vor wenigen Jahren“, so schreibt Paré, „ist hier in Paris ein 40jähriger Mann gesehen worden von vierkräftigem Wuchs, welcher, obwohl er ohne Arme war, alles das, was man sonst mit den Händen zu verrichten gewohnt ist, gleich wirksam erledigt. Mit der Schulter und dem Kumpf, Kopf und Hals schlug er ein Peil in einen aufgesteckten Pöhl mit einem so sicheren und starken Schlag, wie ein anderer Mann mit der Hand, und mit solcher Macht handhabte er die Fuhrmannspesische, daß sie wie mit einem ehernen Schläge knallte, im förigen als er mit den Füßen, trank und spielte Karten und Würfel mit ihnen; endlich als Raubmörder gefaßt, wurde er am Kreuze erdroffelt und gerädert.“

Moltke in Verlegenheit. Daß auch Moltke einmal in Verlegenheit gekommen ist, wird man kaum glauben. Und doch ist es so. Bei einer Abendgesellschaft in seinem Hause befanden sich zwei Brüder, die beide als Hauptleute im Generallstab standen. Der General trat an eine Gruppe heran, in der sich einer der beiden Brüder befand, und fragte, nachdem er am Gespräch teilgenommen: „Sagen Sie mal, wie heißt doch gleich der große Offizier da drüben am Ofen?“ „Das ist mein Bruder, Erzeliens“, lautete die Antwort. Ein leichtes Lächeln glitt über das Gesicht des Generals, als er für die Auskunft dankte. Bald darauf trat Moltke an den anderen Offizier, nach dem er gefragt hatte, heran und ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein. Wählich sah man, als er sich abwandte, wieder jenes ihm eigene kindliche Lächeln über seine Lippen spielen. Man fragte den Offizier, wonach Moltke sich erkundigt habe: „Wer der Offizier da drüben ist.“ „Und was haben Sie geantwortet?“ „Daß es mein Bruder ist.“ In diesem Abend gab es Graf Moltke auf, zu erfahren, wie die beiden Brüder hießen, mit denen er sich zusammen befand.

### Büchertisch.

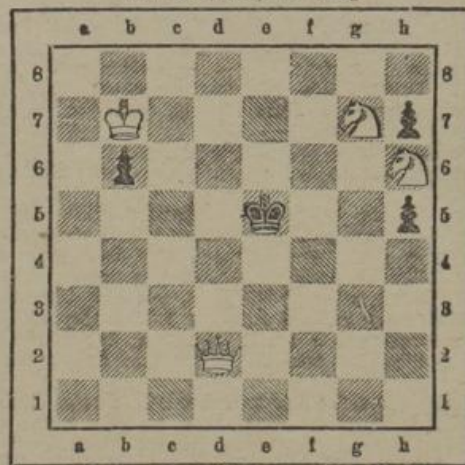
— Das Schwert des Weistes. Gottes Wort für den täglichen Gebrauch ausgewählt, mit Leitwort und Lesetafel versehen von H. Schöttler, Generalsuperintendent von Ostpreußen. — Sebezform, 410 Seiten. Preis gebd. M. 1,30. Berlin W 35, Verlag des Evangelischen Bundes. Diese Ausgabe ist in erster Linie für unsere tapieren Krieger gedacht, wird aber jedem anderen evangelischen Christen ebenso willkommen sein und sich deshalb auch vorzüglich zu Geschenkwerten eignen.

— Emanuel Weibel. Sein Leben und eine Auswahl aus seinen vaterländischen und religiösen Gedichten. (Vollschritten zum großen Krieg Nr. 56/57.) Berlin W 35, Verlag des Evangelischen Bundes, 40 S. 20 Bfg.

— Der „Lahrer Pfinkende Bote“ für 1916 (Verlag Moritz Schauenburg, Lahr i. Baden) bringt eine Ueberschau der geschichtlichen Vorgänge vom Ausbruch des Krieges bis zur Eroberung Barshaus, auch in einer humorvollen Staudrede vom „Feldzug der Dabeingeblichenen“ — einer beherzigenswerten Mahnung an alle Hausväter und Hausfrauen. Auch seinen aus dem Volksleben geschöpften Erzählungen wird es nicht an Teilnahme fehlen, und auch als Ratgeber tut der Kalender gute Dienste.

### Schach-Aufgabe.

Von H. Preisl in Prag.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge Matt. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Gleichrangrätsels in voriger Nummer: Laute.